

Zeitschrift: Menschenrecht : Blätter zur Aufklärung gegen Ächtung und Vorurteil
Band: 8 (1940)
Heft: 4

Artikel: Die Entscheidung [Schluss]
Autor: Dubois, Gaston
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-560834>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lagten besteht, während mutwillige und neugierige Homosexualität nur Nebenerscheinung sein wird. Wir glauben, daß sich das um so eher erweisen wird, je eher das kirchliche und strafrechtliche Denken in diesen Dingen einem völlig anderen weichen wird. Hier wäre für eine Theologie, die gerne vom „Ganz anderen“ redet und dabei notgedrungen abstrakt bleibt, praktisches Arbeitsfeld, konkrete Aufgabe. —

Die Entscheidung

Eine Grenzgeschichte von Gaston Dubois.

(Schluss)

— — Der Dorfplatz liegt schon im Halbdunkel. Nur die verschneiten Hügelzüge spiegeln noch, fast schmerzend, das weisse Licht. Im milchigen Blau des Himmels schwimmt über den fernen Kuppen die fleckige Kugel des Mondes. —

„Abtreten!“ — Noch bevor sich das Kommando in den Gassen gebrochen hat, spritzt die eiserne Kette der Soldaten auseinander wie eine Bierflasche auf holperigem Pflaster, dahin — dorthin. So viele Männer — und beinah so viele verschiedene Wege; man hat noch eine Stunde Zeit bis zur „allgemeinen Fütterung der Raubtiere“, und diese Stunde kostet man aus, ganz für sich. —

Hauptmann Ambühl kommt über den Platz, lässig, beinahe nachlässig. Sein Säbel schleift vorschriftswidrig im Schnee, weil die Hände auf dem Rücken verschränkt und die Augen ganz wo anders hingerichtet sind als auf den jungen Soldaten, der ihn vor dem schönen Tor des alten Hauses erwartet. Erst der vertraute Knall der zusammengerissenen Absätze lässt ihn aufblicken.

„Herr Hauptma — Füselier Schelling.“

Mit etwas schräg geneigtem Kopf blickt der Militärarzt den jungen Mann an, der vor ihm steht, etwas verlegen wie ihm scheint, und nicht ganz ruhig. Er sondiert in Gedanken: Drückeberger?.. nein; krank?.. nein; was sonst?.. und fragt gleichzeitig: „Ja. Schelling, was isch?“

„Herr Hauptma — ich bitte um e Unterredig — mit Ihne — elei.“ Schelling steigt alles Blut zu Kopf; jetzt ist es draussen, jetzt gibt es kein Zurück mehr.

„Hoppla. Schelling — händ Sie e neu's Gwehr erfunde — oder en Spion gfange — oder wänd Sie Urlaub?“

Schelling sieht: dieser Blick geht trotz den scherzenden Worten durch und durch. Schwindeln beim Ambühl? Das hat noch keiner fertig gebracht, das weiss er von den andern. Und so hält er den Blick aus, wenn ihm auch fast die Augen überlaufen: „Herr Hauptma — es betrifft mich — mich ganz elei.“

„Ach so — dänn chömmen Sie!“ Ambühl fasst den Säbel und geht vor dem Soldaten ins Haus, eine Treppe hinauf, noch eine... Wie wunderbar das alte Holztäfer riecht, denkt Schelling. Er flieht noch einmal für zwei karge Minuten vor der Entscheidung. Sein Blick gleitet über die alten Bilder, die hablichen Schränke... die messingenen Klinken... Hauch von Generationen... und schon steht er in Hauptmann Ambühls Zimmer. Auf einem kleinen Tisch entdeckt er eine grosse Photo in einem matten Goldrahmen: Hauptmann Ambühl und seine zwei Söhne, im Soldatenkleid wie er, der Füsel. Schelling würgt es im Hals.

Während sich der Offizier den Säbel abschnallt, spricht er aufmunternd über die Schulter zurück: „Nehmed Sie Platz — schüssed Sie los —“ und, sich umwendend, fügt er mit einem spöttischen Lächeln bei: „Wievill Tag wänd Sie?“

Schelling hat sich gesetzt. Durchs Fenster sieht er das kleine Juratal im sinkenden Abend... Er umklammert seine Mütze:

„Herr Hauptma — ich möcht — vom Dienscht ewäg —“.

Eine Weile ist es totenstill — und noch eine Weile. Die Uhr tickt an der Wand mit schweren Schlägen, endlos, endlos... ein Jauchzer tönt von der Strasse herauf... dann ein Frauenlachen... sonst nichts. —

„Schelling?!“ Nichts anderes sagt der Arzt als dieses Wort, aber es umschliesst alles: Besorgnis, Abscheu, Frage und fast eine Bitte, dass das nicht möglich sein kann....

Schelling beginnt zu reden. Der stille Soldat, der so friedlich und ausgeglichen schien wie die Bodensee-Landschaft, aus der er kam, beginnt zu reden, wie Hauptmann Ambühl noch nie einen Soldaten in diesem Zimmer reden hörte. Die Worte stürzen aus ihm, als hätten sie jahrelang auf diesen Augenblick gelauert, endlich, endlich gehört zu werden. Jakob Schelling beichtet sich seine Seele frei:

„Herr Hauptma ich cha nümme wiiter — i cha nümme! Ich muess ewäg! I ha alles versuecht, ha Zäh zemmebisse, ha gschafft wie-n-es Ross, wochelang, monetlang...! Und i ha Freud gha a dr Uniform nöd bloss wegem Tuech — und will's jetz Mode worde-n-isch, dass me vaterländisch tuet —! Nei —' i weiss, was es bedüütet — hüt bedüütet — für alli und für jede — aber grad darum — ich cha das Gwānd nöd verdrecke!“

Hat er geschrieen? Ambühl weiss es nicht, weil er mehr hört als Töne, Worte, mehr als sie sagen können — weil er die flackernde Qual fast körperlich schmerhaft empfindet, die aus diesem Mund in stammelnde Satzfetzen strömt... Er sieht den Soldaten weiter an, mit einer gespannten Ruhe, und nur mit den Augen wagt er auch die Frage: „Wieso... verdrecke?“

Die Augen des Soldaten hängen immer noch an den Wältern, an den Bergspitzen, aber trotzdem fühlt er den Blick, der

Klarheit fordert, unerbittlich, unausweichlich... Langsam, mit einer knabenhafoten Scheu wendet er sich zum Arzt. Die Lippen bewegen sich kaum. Jakob Schelling vertraut sich zum ersten Male in seinem Leben einem Menschen an:

„Herr Hauptma — i cha kei Frau aalange — —“

Mit einer verzweifelten Scham hängen die Worte noch im Raum, klingen nach — dann sinkt Schellings Kopf vornüber. Dunkel umhüllt sie schon Beide, aber der Arzt weiss, dass dieser Soldat sich jetzt die Lippen zerbeisst...

Ambühl röhrt sich nicht. Er will diesem einfachen Menschen Zeit lassen. Er fühlt die Schwere dieser Beichte — und doch lächelt er, kaum merklich. So sind Schweizer der Landschaft, grundehrlich und gradezu, wenn es sein muss bis zur Selbstzerfleischung. Er kennt wohl ein Dutzend aus dem Zug, die in diesen Liebeskreis gehören, den die Oeffentlichkeit brandmarkt. Aber diese Soldaten sind alle aus der Stadt, zwei, drei schwierige Typen darunter, mit allen Wassern gewaschen, andere ängstlich darauf bedacht, vor seinen Augen den „Schein“ zu wahren und wieder andere heiter und selbstverständlich in ihrer Art, unmerklich neben den **braven** Ehemännern und Schürzenjägern ihr Leben lebend. Hier aber sitzt ein junger Schweizer vor ihm — wie alt ist er?... Vierundzwanzig Jahre!... Herrgott, da war er, Ambühl, schon bald zum zweiten Male Vater!... und da sitzt ein Mann vom Lande vor ihm, gesund, gut gewachsen... hübsch ist er auch... eigentlich ein Fressen für die Meitli... einer der besten Soldaten, der aus einer sauberer Gesinnung heraus glaubt weggehen zu müssen, weil er sich wahrscheinlich nicht mehr die Kraft zutraut, in den Grenzen zu bleiben, die das Gesetz unter Soldaten vorschreibt... Und trotzdem... diesen Mann verlieren — **deshalb** verlieren....?

Schelling richtet sich auf und blickt den Hauptmann an — und es sind andere Augen als vor Minuten. Die Unruhe ist daraus gewichen, das Unaussprechliche ist gesagt. Jetzt, denkt er, liegt die Entscheidung nicht mehr bei ihm, sondern bei dem, der vor ihm sitzt und ihm ruhig und selbstverständlich zugewendet bleibt. Eigentlich merkwürdig. Eigentlich hat Schelling etwas anderes erwartet... —

„Ischt irgend öppis passiert, Schelling? — Redet Sie ruehig — jetz fröged nöd de Hauptma, jetz fröged de Dokter.“

„Nei — aber...“

„Das Nei gnügt mir, Schelling. Soldate kenned kei Aber“.

Ambühl steht auf und geht langsam mit grossen Schritten hin und her. Die verschneiten Jurahügel spiegeln den Schein der untergehenden Sonne nicht mehr. Die beiden Männer ahnen einander nur noch im Zimmer, aber der Hauptmann dreht das Licht nicht an... der Soldat soll in seinem Gesicht nicht die

Sorge erkennen, einen Menschen aus einer durch fünf Monate schon dauernden Gemeinschaft ausschliessen zu müssen..... Manchmal sieht Schelling seine kräftige, etwas unersetzte Gestalt vor dem Fenster gegen die im Mondlicht aufdämmmernde Landschaft stehen, manchmal versinkt seine Silhouette in den braungebeizten Wänden des Zimmers... die Stimme hat das Spöttische, das Burschikose verloren, sie klingt ruhig, fast weich ... Schelling denkt: so hätte ich mir den Vater gewünscht, wenn ich ihn je gekannt hätte...

„Sie ghöred also — uf di ander Ziite, wie me seit. Entschuldiged Sie, Schelling, aber es fallt mer im Moment kei bessers Wort i. Wort spilled jo do au e kei Rolle. Sie sind en Ma, und en Ma ischt jo kein Schuelerbueb. Dä muess wüsse, wo-n-er ane-ghört — und Ihne glaub ich's, Schelling. Es ischt öppis, wo mir persönlich vollkomme fern liit, aber es ischt emol do i dr Welt, au bi eus i dr Schwiiz — wie's in allne Ländere immer do gsi ischt — und zu allne Ziite. Warum — wieso — was d'Natur damit will... das alles wüssed mir hüt no nöd, aber es ischt do, im Guete und im Böse. S'hät grösseri Manne drunder gäh wie Sie — und ich, Schelling — und Glünggi git's halt überall. Sie aber sind en Soldat — und en guete Soldat — und mer händ Sie alli gern...“

Und wie vorhin der Offizier, so hört jetzt der Soldat zwischen den Worten mehr, unendlich viel mehr heraus als man in Worte kleiden kann, und dieses Mehr wirft den Soldaten in einen Wirbel von Empfindungen. Er hört die schweren, zögernden Schritte und aus diesem sich näher Tasten spürt er, noch ehe etwas gesagt ist, das glücklichste Gefühl, das Männer unter sich erleben können: das Werben um des Andern Kameradschaft...

„Ich muess Sie natürli gah lah, wänn Sie unbedingt wännd. Ich stelle Ihne en Schii us, aber das Papier, Schelling, das striicht Sie für immer us em Soldatekreis. Nöd ich mache das — und au nöd die andere Offizier — aber s'militärischi Gsetz. Oeb zu Recht oder Unrecht, darüber chömmier i derige Ziite nöd entscheide. Es git hüt grösseri Frage...“

Reglos steht der Offizier neben dem Soldaten. Keine Distanz trennt sie mehr. Die strenge Wirklichkeit hat aufgehört. Es gibt nur noch zwei Männer, die einen gemeinsamen Weg suchen, der ohne Brücke schien...

Und wie der Arzt jetzt weiter spricht, behutsam, als dürfte er die Stille in dem Andern nicht mehr stören, legt er die Hand auf des Soldaten Schulter: „... Und a das Grösseri denked Sie, Schelling, wenn Sie mir nach e me Tag Ihri Antwort bringed... a das Grösseri, das Ihne gholfe hät, fünf Monet lang anezstoh wie jede von eus... Sie müend da selber entscheide, Schelling, nöd ich... Denked Sie a das, was uf Sie warted, wenn's dezu chäm, dass öpper ander in eusem Land regiere würdi... und denked Sie

dra, dass Sie im private Lebe immerhin in Zuekunft en freie Ma
sind wie mir alli...“

Die alte Uhr schlägt sieben volle Schläge. Wärme, schwinnende Töne füllen das Zimmer. Und pünktlich wie die Uhr selbst pocht es draussen an die Tür und eine fröhliche Mädchenstimme ruft: „Herr Hauptme, s'wär Ziit zum Esse!“ Ambühl löst sich mit einem Ruck vom Soldaten: „Ich chumm glii, Rösli.“ Seine Stimme hat wieder den leisen Spott: „En Rose-Oepfel us Ihrer Gäged, Schelling!“ Er hat das Licht angedreht, geht mit raschen Schritten zurück und stellt seinen Stuhl an den alten Platz vor dem Schreibtisch, das Zeichen für den Soldaten zum Aufbruch. „Was mir gredt händ, bliibt under eus, Schelling. Und nehmed Sie Ihres Gheimnis nüd schwerer als nötig. Es ischt es Schicksal, das sicher au vill Schöns hät, wenn me's richtig i d'Händ nimmt. ... Und wie gseit, Ihri Antwort bringed Sie mir morn. — Guet Nacht.“ Er blickt den Soldaten ruhig an, ohne Vorwurf, ohne Geringsschätzung, ohne Zurechtweisung; er hat getan, was er kann und darf: Berater und Helfer zu sein. —

Schelling bringt kein Wort mehr heraus; er reisst sich nur in die Stellung zusammen und nimmt noch einmal diesen Blick mit, den Ausdruck dieser unbestechlichen Augen. Dann geht — nein — stürmt er die Treppen hinunter ins Freie, vorbei am Kantonnement, wo die Kameraden sich jetzt zum Essen setzen und die Jeannette mit ihrer lieben Zwitscherstimme fragt: „Dole“ — „Moulin“ — „un demi — ou un verre?“ — vorbei an den Häusern, in denen im Lichtkreis der Lampe die Rösti dampft, der Fondue brodelt, vorbei an den Pärchen hinter Gartenzäunen und Scheunentoren, hinaus aus dem Dorf, hinaus, hinaus, dem Bergwald zu. Dort wirft sich der Soldat, fern von allen Menschen, in den tiefen Schnee und heult, heult, heult sich den Sturm der Gefühle von der Seele. —

Das Mondlicht kriecht wieder über die Schläfer, über die zerfurchten Stirnen, die braunroten Wangen, über müde Soldaten. Schelling hört noch eine Viertelstunde, dann noch eine halbe schlagen. Er geht in Gedanken zum soundsovielen Male noch einmal alles Erlebte durch und immer wieder bleibt er bei dem einen Gedanken haften: er hat mir die Wahl gelassen....! Keine Predigt, kein Donnerwetter, kein abschätzendes Wort, nichts anderes als die Wahl eines freien Mannes.... Und er sieht noch einmal die Gesichter an, das gutmütig bärtige vom Meierhans, dem er immer von seinem Wein gibt, weil er zuhause mit dem Sold vier Mäuler stopfen muss, das lausbubenhafte vom Kölliker, der ihn immer foppt und ihn doch einmal von einer fallenden Tanne weggerissen hat, und er sieht den Bertl wieder neben sich... ein lebender Halbgott, der es nicht weiss, dass er einer ist und der gerade darum jede Stunde des Tages so verzaubert... Und das will er verlassen, weil es für ihn etwas schwieriger ist als für die andern, in ihrer Mitte zu leben, zu

schlafen, zu atmen...! ? Jetzt ist er es, der lächelt, still und glücklich... Und schon im Halbschlummer hört er nochmals die ruhigen Worte des Arztes: „... nehmed Sie Ihres Gheimnis nöd schwerer als nötig...“ Dann schläft er traumlos bis in den frühen Morgen. — — —

Der Schnee wirbelt über den Dorfplatz. Der Wind schneidet wie mit Messern im Gesicht. Schelling muss gegen ihn ankämpfen und stösst in den tanzenden Flocken beinahe mit dem Arzt zusammen, der eben aus dem Hause kommt. Der Soldat reisst die Hacken zusammen, aber der Hauptmann winkt gutmütig ab und will weiter. Plötzlich erinnert er sich des gestrigen Abends, bleibt stehen und sagt, halb entschuldigend: „Schelling — ich muess weg — im Dorf obe a-n-eus häts zwei Fäll Chinderlähmig — chömmmed Sie morn zue mir...“

Aber fest und klar kommt die Antwort durch den pfeifenden Wind: „Nöd nötig, Herr Hauptme — ich bliibe.“ — —

Ambühl blickt den jungen Soldaten einen Moment scharf an, dann lacht er über das ganze Gesicht: „Schelling — das ha-n-i au gar nöd anderscht erwartet“. Fast hätte der Füselier einen freundschaftlichen Klaps auf die braunrote Backe bekommen. Aber man ist doch Hauptmann und hat sich an gewisse Regeln zu halten! So fährt die Hand Ajmbühls schnittig an die Mütze — und Schelling klappt die Hacken so schallend wie noch nie in seinem Soldatenleben....! —

Zwei Stunden später kommt der Bataillonsarzt pfeifend an den Offizierstisch. Auf die Frage, was der Grund seiner aussergewöhnlichen Fröhlichkeit sei, sagt er nur: „Ich ha hüt en Soldat aagworbe“. Und trotz reichlich gespendetem Wein war aus ihm nicht herauszubringen, wie er das eigentlich meine...! —

